wandte, in Césaires Poesie eine [illegible]

ganz besondere, man könnte sagen beinahe krude Ausdrucksform annahm.

Denn seine Gedichte, etwa die „Cahiers de retour au pays natal" (1939) oder der Gedichtband „Les armes miraculeuses" (1946), hatten in der Tat etwas „Vulkanisches" an sich: Sie brachten in ihrer einzigartigen Sprachform und durch die einzigartige Revolutionierung des poetischen Vokabulars diese Revolte zum Ausdruck.

Der Begriff „Négritude" taucht zum ersten Mal im Jahre 1934 auf, als Aimé Césaire – zusammen mit einigen Dichterkollegen aus Guadeloupe und dem senegalesischen Intellektuellen und Dichter Léopold Senghor – die Zeitung „L'étudiant noir" gründet. Senghor war sein Mitschüler im berühmten Pariser Gymnasium „Louis le Grand", in das Césaire 1931 als Stipendiat der französischen Regierung aufgenommen worden war. „Négritude" wurde zum Gegen- und Kampfbegriff gegen die offizielle Assimilationspolitik Frankreichs in seinen überseeischen Kolonien, gewissermaßen zum Schlachtruf für eine von Césaire für unerlässlich gehaltene Neu- und Wiederbesinnung der afrikanischen Bevölkerung der Antilleninseln, für einen Aufbruch, dessen Ziel die Wiedererstarkung der kulturellen Identität der Afro-Amerikaner war.

Die 1939 in Fort-de-France auf Martinique zwei Jahre nach seiner Rückkehr aus Frankreich von ihm gegründete Zeitschrift „Tropiques" (die politisch in klarer Opposition zum Vichy-Regime stand) präzisierte diese Orientierung, indem sie auf das spezifisch afrikanische Erbe der Antillenbewohner verwies.

kommunistischen [illegible], der er 1956 austrat – aus Protest gegen die Niederschlagung des ungarischen Aufstands durch sowjetische Panzer. 1958 gründete er seine eigene Partei, die Parti Progressiste Martiniquais, deren Abgeordneter er bis 1978 war, dem Jahr, in dem er sich den französischen Sozialisten anschloss.

Jetzt ist Aimé Césaire 94-jährig im Krankenhauses von Fort-de-France auf Martinique gestorben.

Utopie mit Stammbaum

Mariolina Venezias Roman „Tausend Jahre, die ich hier bin" erzählt eine Geschichte des italienischen Südens

Von Aureliana Sorrento

Von einem bunten Wind ist zu Beginn die Rede, der den Staub aufwirbelt und alte Geschehnisse. Von Zuglüftchen, die dem Lachen ungeborener Kinder ähneln, von schlagenden Fenstern und der plötzlichen Lust zu weinen und zu lachen. Von einer Traurigkeit, die von weit her kommt, und einem Glück, das von weit her kommt. Und so taucht man ab in ein Buch, von dem nicht ganz sicher ist, welches Etikett ihm gebührt: Familienroman? Historischer Roman? Autobiographie? Jedenfalls hat es den Anschein, in Mariolina Venezias „Tausend Jahre, die ich hier bin" sei eine Strömung am Werk, so etwas wie ein lauer Meereswind, der sachte die Erzählung durch Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte treibt.

Erzählt wird zunächst die Geschichte der Nachkommenschaft einer morganatischen, immer wieder aufgeschobenen, nie geschlossenen Ehe: zwischen dem Großgrundbesitzer Don Francesco Falcone und der Bäuerin Concetta. Ihre Liebe (und nicht versiegende Leidenschaft) keimt zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Grottole, einem Dorf der süditalienischen Region Basilicata, und endet mit dem Tod Don Francescos. Er wird von Briganten an sein Pferd gefesselt und durch seine Ländereien geschleift. Mit diesem Bild betritt auch die große Geschichte die Szene – die kaum bekannte Geschichte des feudalistisch geprägten italienischen Südens.

Als Mussolini an die Macht kam

Wie die Bauern des „Reichs der zwei Sizilien", zu Briganten mutiert, nach Garibaldis Feldzug 1861 für den gestürzten bourbonischen König Franceschiello gegen die piemontesische Armee der Savoyer kämpften, wie die Großgrundbesitzer – nach dem Motto: „Alles muss sich ändern, damit sich nichts ändert" – sich der neuen Herrschaft fügten; was geschah, als Mussolini an die Macht kam; wie sich langsam alles änderte, obwohl die überkommenen Machtstrukturen – im Grunde bis heute – die gleichen blieben: All dies bildet den Hintergrund des Romans.

Mariolina Venezia erzählt, wie die Umwälzungen auf das Leben der Grottolesi einwirkten. Von einer bäuerlichen Gesellschaft, die mit der Moderne konfrontiert wird. Davon, wie ein Gewimmel von Stimmen und Gesichtern, skurrilen, närrischen, manchmal auch tragischen Gestalten, ein Tohuwabohu ineinander verflochtener Lebensläufe, Begegnungen, Episoden des ländlichen Lebens und der Schicksale disparater Personen im Selbstrückblick einer Frau von heute münden: Gioia.

Gioia (italienisch: Freude) ist anfangs nur eine Erzählerin, die in der dritten Person spricht, aber immer wieder den Finger aus den Zeilen erhebt. Erst im dritten Teil des Buches wird sie zur Protagonistin, eine der vielen Nachfahren des Don Francesco und der Concetta.

In Grottole geboren, mit den Eltern zuerst nach Apulien, dann nach Matera gezogen, wächst sie zu einem aufmüpfigen, intelligenten, lebenshungrigen Mädchen heran, das am 18. Geburtstag von zuhause wegläuft und nach Rom flieht. Es folgt das Leben auf Straßen und in besetzten Häusern, Freiheit, Sex, Utopie und Politik, Umbria Jazz und Nacktbaden im Lago Trasimeno, Ekstase und Dazugehörigkeitsgefühl innerhalb der '77er -Bewegung (der italienischen Fortsetzung von '68), Abdriften in den Untergrund.

Gioia muss Italien verlassen. Sie flieht nach Paris und genießt die Anonymität der Großstadt, bis ihr entwurzeltes Dasein in einen Zusammenbruch mündet. Als Gioias Mutter Alba nach Paris fährt und die Tochter nach Hause zurückholt, ist es März 1989: Bald wird die Mauer gefallen, die Utopie von der Geschichtsbühne gefegt sein. Aber Gioia entflieht nochmals. Diesmal aber nach Grottole, zur Großmutter Candida. Und da, so scheint es, beginnt das Erzählen. Vom Ende her.

Beim Wiedersehen der Großmutter, die sie umsorgt, bei deren Dingen und dem weiten blauen Himmel ihrer Kindheit fühlt Gioia ein grundloses Glück: „Ein uraltes Glück, das sie vergessen hatte, das irgendwo jedoch erhalten geblieben war."

Die Konkretion der Erinnerung von Generationen im Augenblick des Bewusstseins, vielleicht auch eine Utopie, subjektiv, singulär: Mariolina Venezia hat sie fassbar und betörend hörbar gemacht.

Die Autorin wird heute Abend um 20 Uhr zusammen mit Brunella Schisa im Frankfurter Literaturhaus lesen.



Mariolina Venezia: Tausend Jahre, die ich hier bin. Roman. Aus dem Italien. von Susanne Van Volxem. Piper, 2008, 304 S., 18 Euro.